

## Begegnung mit Jakeline

Am Spätnachmittag war wieder frischer Schnee aus den schmutziggrauen Wolken auf die matt erhellte Landschaft gefallen. Er ging auf die kleine Terrasse hinaus, um sich die Füße zu vertreten. Bald waren die Sohlen der Pantoffeln feuchtkalt, die Füße vor Kälte gefühllos. Rasch zog er sich in die wohlige Wärme des Zimmers zurück. Tagelang lag grimmige Kälte über dem Kanderdorf. Ab und zu flogen frierende Krähen und Elstern laut schreiend auf Nahrungssuche über die schneebedeckten Felder. An den markanten Felswänden, wo im Sommer viele Wasserfälle und Rinnsale ins Tal schossen, bildeten sich mächtige Eissäulen und machten die Gegend zum Mekka für Eiskletterer aus aller Welt.

Während Wochen lagen hohe, schwere Schneelasten auf den Dächern. Das Dachgebälk des Berghauses stöhnte und ächzte hin und wieder unter der drückenden, weissen Last. In diesen unendlich langen, verschneiten, kalten Tagen sass der Altlehrer stundenlang, gefangen in der bescheidenen Holzarchitektur seines Berghäuschens, oft recht lustlos und stumm am Fenster; hinter ihm schwatzte das Ofenfeuer in seiner unverständlichen Sprache unablässig dahin.

Ruhig und verlassen lagen die Strassen da. Selten sah er eine menschliche Gestalt, und wenn, dann lief sie auf Eis und Schnee mit unsicheren Schritten, hielt Kopf und Oberkörper tief gegen die mit feinem Schneestaub aufgeladene beissende Bise, den Nord-Ostwind, niedergebeugt, den Hut mit klammen Händen festhaltend, vor Kälte in sich zusammengedrängt. Auch wenn er eigentlich kein Kind von Traurigkeit war, zerrte ihm an solchen Tagen sogar die Geschwätzigkeit des knisternden Holzes im Ofen an den Nerven.

Nachdem er ein paar Scheite ins Feuer nachgelegt hatte, zog er den Schaukelstuhl näher zum Ofen, hielt auf den Knien den dicken

Ordner, in dem neben Zeitungsartikeln über das Schulleben Notizen aus Gesprächen mit einstigen Schülern und Briefe von Ehemaligen lagen. Lange blätterte er darin und stiess auf einen Brief aus dem Jahre 1998 in wundervoll geschwungener und kräftiger Handschrift. Es war ein Schreiben von Jakeline, einer einstigen Schülerin, die Morell rein zufällig in einer Ostschweizer Stadt getroffen hatte. Das war kurz vor seiner Pensionierung gewesen. Er weilte zur Vorbereitung einer Studienwoche mit einer Gymnasialklasse in jener Stadt. In der Schalterhalle einer Bank sprach ihn unverhofft eine Dame von ungefähr Mitte dreissig an:

«Entschuldigen Sie ... , Sie sind doch Herr Morell?» Sie schaute ihn verunsichert und prüfend an. «Ja, ja, Sie sind es, Herr Morell! Wie schön, Sie hier zu sehen! Was führt Sie zu uns?»

Morell musste recht überrascht und albern in die Welt geschaut haben, obschon es nicht selten vorkam, dass er von ehemaligen Schülerinnen oder Schülern angesprochen wurde, die ihn als ihren einstigen Lehrer erkannten.

«Sie müssen mich doch kennen, Herr Morell, ich bin Jakeline ... Sagt das Ihnen etwas?»

«Ja-ke-line ... , Ja-ke-line ... », überlegte er. «Ja, natüüürllich ... », antwortete er jetzt zögerlich, «ja, natüüürllich», und errötete. «Sie haben doch unser Gymnasium besucht. – Nicht wahr?», flüsterte er rücksichtsvoll, so dass andere Bankkunden ihn kaum verstehen konnten. «Habe ich Ihrer Mutter nicht eine Menge Ärger ge ... ?»

«Psst ... , Herr Morell», unterbrach sie ihn, legte dabei einen Finger an ihre wohlgeformten Lippen und lachte leise. «Lassen Sie das! Kommen Sie – kommen Sie bitte in mein Büro!»

Am Ende eines langen Korridors, der ausgestaltet mit Bildern französischer Impressionisten und mit einem weichen weinroten Teppich ausgelegt war, öffnete sie eine Türe und bat Morell einzutreten. Der Raum war gross und hell. Zwei breite, hohe Fenster, das eine nach Osten, das andere nach Süden gerichtet, erlaubten



einen erhabenen Blick in die grüne Hügellandschaft. In südlicher Richtung präsentierte sich das imponierende, markante Säntisgebirge. Obschon es mehrere fröhsommerlich warme Maitage nacheinander gegeben hatte, lagen in den höher gelegenen Gebieten dieses Gebirgszuges immer noch grosse Schneeflächen.

Den Säntis hatte er einst gründlich kennen gelernt. Unzählige Wochen Militärdienst hatte er als junger Mann in diesem Gebiet geleistet. Extrem waren dort oben die Temperaturen, die Niederschläge, die stürmischen Winde. Auch einen Hochgebirgskurs im Winter hatte er dort absolviert und dabei gelernt, dass die Berge Begegnungen mit einem selbst ermöglichen. Kleine Schwächen, die unten, im Flachland, der Alltag verzeiht, können oben fatale Folgen haben. Überheblichkeit, Arroganz, Übermut bestraft die Natur unnachsichtig und schnell.

An einem kleinen Arbeitspult neben einem mächtigen, modernen Schreibtisch sass eine junge Frau. «Noch fast ein Mädchen», dachte Morell. Sie hatte ein frisches, zartes Gesicht, mandelförmige dunkle Augen, lange schwarze Haare, ein jugendlich-weiches Kinn und blasse Lippen. Sie sei in Ausbildung, bemerkte Jakeline, mit dem Kopf auf die junge Mitarbeiterin hinweisend, während sie ihm einen Stuhl anbot. Sie setzte sich gemütlich in einen geradezu pompösen klassischen Chefsessel de luxe mit hellbraunem Echtlederbezug und gab der jungen Mitarbeiterin die Anweisung, ins gegenüberliegende Büro zu gehen. Sie werde dort, ergänzte sie freundlich, aber mit klarer Ansage, Arbeitsanweisungen erhalten. Gleichzeitig nahm sie ihren Telefonhörer ab, drückte zwei, drei Mal auf die Zahlentastatur und gab entsprechende Direktiven heraus. Jene junge Frau, auffallend adrett und stilvoll gekleidet, in deren Gesicht Morell nun asiatische Züge erkennen konnte, wandte sich auf der Schwelle der Bürotüre mit einem scheuen Blick zurück zu ihm, nickte ganz kurz

mit ihrem zierlichen Kopf und sprach mit leicht gerötetem Gesicht ein kaum hörbares «Auf Wiedersehen!»

Jakeline-Maxime, ihr vollständiger Name, war eine grosse und schöne Frau, vielleicht etwas stark gebaut, athletisch-sportlich könnte man sagen, und hatte kräftige blonde Haare. Dabei bewegte sie sich elegant und zeigte in ihrem anthrazitfarbigen Deux-Pièces, der hellroten Bluse und einem lindengrünen Foulard aus Seide jenen beschwingten Geschmack, der zu einer noch jungen und doch reifen Frau aus gutem Hause passte – «ein einnehmendes Erscheinungsbild einer Businessfrau», sagte sich Morell im Stillen.

Sie hatte sich verändert in den vielen Jahren, die seither vergangen waren. Das jugendlich weiche Gesicht der damals Achtzehnjährigen, Morell sah sie wieder als Schülerin vor seinem innerem Auge, war nun den reifen, etwas strengen, zugleich anziehenden Zügen einer stattlichen, starken Frau gewichen. Die Stirne war hoch und glatt. Die Nase trat charaktervoll und würdig hervor. Unter schön geformten, dichten, dunklen Brauen blickten einem interessierte, unbestechliche, grosse, blaue Augen entgegen. Die Mundwinkel zeigten Entschlossenheit. Ihre souveräne Art, sich zu benehmen, unterschied sich wohlthuend von jenen «Thirtysomething»-Müttern, mit denen er in seiner Funktion als Klassenlehrer oft zu tun hatte. Sie schien nicht zu jenen Frauen zu gehören, die krampfhaft versuchten, sich dem Gesetz des Älterwerdens zu entziehen. Bei allen Unterschieden hatte sie die kantigen Backenknochen und den schweren, muskulösen, fast fliehenden Unterkiefer mit dem auffällig starken Kinngrübchen ihrer Mutter geerbt.

«Fünfzehn Jahre, Herr Morell, ist's her, dass ich Ihr Gymnasium verlassen musste – schon fünfzehn Jahre ... », begann sie über sich zu erzählen. Dann hätten die Eltern sie in ein Internat gesteckt, wo sie sich weitere drei Jahre abstrampeln musste. Nach fünf Jahren Gymnasiumszeit habe sie endlich die Matura geschafft. «Meine

lieben Eltern wollten es so – sie wollten immer nur das Beste!» – Zur Belohnung habe sie ein Mercedes-Cabrio von ihnen geschenkt bekommen. Sie lächelte ungeniert und offenherzig, als sie selbstironisch feststellte, dass sie als junge, verunsicherte Frau für ihr angeschlagenes Selbstwertgefühl offenbar eine Psychoprothese auf vier Rädern gebraucht habe.

Drei Semester habe sie sich an einer Universität der juristischen Ausbildung gewidmet, ohne Freude, ohne Interesse, wie sie es ähnlich bei vielen ihren Studienkollegen beobachtet habe. Zum Leidwesen ihrer Eltern habe sie eines Tages den Bettel hingeschmissen. Mit Dreiundzwanzig habe sie in einer Bank eine achtzehnmonatige Schulung begonnen und dabei das gefunden, was sie als ihre Berufung bezeichnen möchte.

«Und wissen Sie, Herr Morell, was mir der Chef meiner ersten Arbeitgeberfirma beim Eintrittsgespräch sagte?»

Sie wartete gespannt darauf, was er ihr wohl antworten würde. Aber Morell schaute sie nur erwartungsvoll und schweigend an.

«Er sagte mir: ‹Ich gratuliere Ihnen. Sie hätten doch die Möglichkeit gehabt, in der Komfortzone Universität zu verharren. Aber Sie haben den Mut aufgebracht, diese zu verlassen. Unsere Bank heisst Sie deshalb herzlich Willkommen in der Realität. – Überrascht ... Herr Morell?»

Sie schaute ihn mit ihren schönen, grossen Augen an, in denen etwas zu sehen war, was man als Angriffslust und Stolz bezeichnen konnte.

«Ja, denken Sie, Herr Morell», sie drehte ihren Chefsessel vom Bürotisch weg, so dass sie ihm jetzt direkt gegenüber sass, und schlug ihre langen, schlanken Beine übereinander.

«Wie oft», fuhr sie fort, «habe ich in der Welt der Schule von so genannten Pädagogen Bequemlichkeit spüren, falsche Gutmütigkeit erleben und Mangel an Verantwortung erfahren müssen! Wie oft habe ich die Floskel gehört, ‹Jakeline, Sie lernen nicht für mich!»

– Schulen, so wisse sie nun, sind Faradaysche Käfige. Wer da drin sitzt, der ist vor Blitz und Unwetter geschützt. Aber es ist ein zu dünner Humus, auf dem keine wetterfesten Charaktere wachsen können. Ich freute mich darauf, da heraus zu kommen, um endlich alle Segel für die lange Lebensfahrt aufziehen, mein eigenes Wesen entfalten zu können. Als ich aus der Windstille meiner geschützten Werkräume, sprich: Schule, ins wahre Leben hinaustrat, blies mir eine üble frische Böe ins Gesicht; ich musste mich zuerst einmal recht warm anziehen und das Steuerrad meines Lebensschiffes kräftig in die Hand nehmen. Die Schule, so merkte ich bald, hatte eine lähmende Macht über mich gewonnen und mich in eine dumpfe Lethargie eingelullt. Die Lehrkräfte, sie meinten es wohl gut mit mir, haben mir das Wissen auf dem Silbertablett serviert und mir jede kreative Eigeninitiative genommen.»

Sie unterbrach ihren Redefluss.

«Kaffee, Herr Morell?»

Als er mit einem kurzen Kopfnicken ihre Frage bejahte, drückte sie auf eine Taste der Gegensprechanlage, in die sie mit fester Stimme die Bestellung durchgab.

Sie habe in der Zwischenzeit gemerkt, nahm sie den Gegenstand des Gesprächs wieder auf, «dass unsere Gesellschaft nicht Menschen braucht, die wie Schmetterlinge so flockig leicht von einer Blume zur anderen flattern, wenn Sie verstehen, was ich meine. Was bringt es, von allem ein bisschen Bescheid zu wissen, aber dann enttäuscht zu sein, wenn Sie hier draussen, nur mit einem Maturazeugnis ausgestattet, an ihre Lebensuntauglichkeit erinnert werden?»

Bildung, so habe sie erfahren müssen, sei nicht auf die Schule begrenzt, «Nein! Sie geht erst recht los, wenn wir uns dem wirklichen Leben stellen, und sie endet wahrscheinlich auch erst mit dem Abschluss des eigenen Lebens.»

Sie sei ... – An dieser Stelle unterbrach sie abrupt das Gespräch. Jemand hatte an die Tür geklopft. «Herein, bitte!» Ein gepflegter

junger Mann in dunklem Anzug, schwarzglänzenden Schuhen, weissem Hemd, mit Krawatte Ton in Ton, brachte den Kaffee. Er war ein gutaussehender Jüngling mit wachen, dunklen Augen und zeigte ein Benehmen, das selbst Morell, der in dieser Hinsicht an sich selber und an seine Umwelt hohe Anforderungen stellte, an einem so jungen Menschen fast künstlich und übertrieben anmutete. Die dunkelblonden, welligen Haare musste er frisch gewaschen haben, denn sie umrankten sein weiches, gesundes Gesicht wie kräftiges Efeu.

Kaum hatte er sich mit erlesener Freundlichkeit aus dem Zimmer zurückgezogen, nahm sie den Satz nahtlos an der Stelle auf, wo sie ihn hastig abgebrochen hatte. Sie sei heute eine glücklich verheiratete Frau, Mutter zweier schon grösserer Kinder, Vizedirektorin in dieser Bank und habe das Personalwesen und die interne Weiterbildung unter sich.

«So sind wir also Kollegen?», fragte Morell schmunzelnd nach.

«Gewissermassen ja», antwortete sie, «aber es gibt doch wesentliche Unterschiede zwischen Ihrer Schule und meinem Ausbildungsbetrieb. Die Lehrkräfte in öffentlichen, vor allem in gymnasialen Schulbetrieben haben es in der Regel schwer, demütig zu bleiben. Sie sind in ihren Schulzimmern das Zentrum, die Massgebenden, in ihren Fächern die Kenntnisreichsten, die Allwissenden. Mit dem Fachlehrersystem kann zweifellos in den einzelnen Wissensgebieten ein in der Regel guter Unterrichtserfolg sichergestellt werden. Wer sich aber über Jahre in einem begrenzten Wissensbereich von Fragen beschäftigt, neigt dazu, die Bedeutung seines Fachs und – was noch schlimmer ist – mit der Zeit auch sich selber zu überschätzen. Jede Lehrkraft hält doch ihr Wissensgebiet für etwas Besonderes, Wichtiges, ja sie sieht es als die einzige Eingangspforte in die Welt der Gebildeten und Arrivierten. Sie nimmt sich so wichtig – aber sie ist es nicht. Sie sieht nicht mehr, dass das Steinchen ihres Spezialfaches, das sie ins komplexe Gesamtmosaik

des Menschheitswissens einfügt, sehr klein, ja, geradezu bedeutungslos ist.»

Mit einem schelmischen Lächeln prüfte sie die Wirkung ihrer Worte auf ihren ehemaligen Lehrer, der zuerst ungerührt und trotz allem interessiert an seiner Kaffeetasse nippte.

«Ein weiteres Element kommt hinzu», nahm jetzt Morell das Gespräch auf. «In Notenkonferenzen und Elterngesprächen wurde mir immer wieder bewusst, welch schwerwiegender Mangel in diesem Fachsystem steckte und in welcher problematischen Berufssituation ich mich befand. Sehen Sie, in meiner Funktion als Klassenlehrer wusste ich oft sehr wenig über die von mir unterrichteten jungen Menschen. Ich konnte in den zwei Wochenstunden Unterricht in meinem Fach am Ende eines Semesters durchaus das Leistungsvermögen eines Schülers und ein gewisses Verhalten beurteilen. Aber in den Unterrichtsstunden sprach grundsätzlich nur der Kopf zu den Köpfen, kaum aber das Herz zu den Herzen. Echte und tragfähige zwischenmenschliche Beziehungen zwischen mir und den Schülern waren unter diesen Bedingungen selten möglich. Am Prozess menschlicher Entfaltung junger Seelen konnte ich, was von einem guten Pädagogen verlangt wird, als Fachlehrer kaum etwas beitragen.»

«Heisst Erziehung nicht auch Beziehung?», fragte Jakeline zurück.

«Mit dieser Frage erinnern Sie mich an meinen hervorragenden Unilehrer Berthoud, der genau diese Meinung vertrat. Aber noch etwas kommt hinzu. Ich habe oft von Schülern Arbeitshefte und Prüfungsaufgaben aus anderen Wissensgebieten in meinem Unterrichtszimmer gefunden und sie durchstöbert. Schon wenige Jahre nach meinem Abendgymnasium habe ich schmerzhaft erfahren, dass mir ein angemessenes Fachvokabular in vielen Wissensgebieten schon nach kurzer Zeit fehlte. Aber Sie müssen wissen», betonte Morell, «wollte eine Lehrkraft, im Wissen um die Mängel einer

zu starken Spezialisierung, wollte sie aus den engen Mauern ihres Faches ausbrechen, sich sozusagen «häuten», um nicht als Fachidiot zu gelten, musste sie einen unbezahlten Bildungsurlaub nehmen und auf eigene Rechnung handeln. Nicht selten wurde ihr nicht einmal diese Eigeninitiative erlaubt. – Nein, die Erziehungsdirektion förderte und finanzierte Bildungswünsche einer Lehrkraft nur, wenn sie der Vertiefung und Erweiterung ihres Fachgebietes diene, wenn sie sich also stramm auf einer Einbahnstrasse zum Fachtrottel weiterentwickelte.»

«Da hocken», sprach Jakeline spürbar enerviert, «da hocken tatsächlich auf breiten Gesässen – entschuldigen Sie, Herr Morell, diese Ausdrucksweise – ganze Heerscharen von Bildungsexperten in staatlichen Verwaltungspalästen und sehen die Gefahr nicht, dass sich einzelne weltabgeschieden in einen Elfenbeinturm verkriechen und sich um die gesellschaftlichen Folgen ihrer Unberührtheit von dieser Welt nicht mehr kümmern. Welch eine Bereicherung könnten diese Lehrkräfte doch erfahren, wenn es ihnen mit Anstrengung gelungen ist, das Wissen um die uns umgebende Welt zu erweitern und zu festigen.

Hier, in unserer Unternehmung», fuhr sie nach einer kurzen Pause fort, «müssen wir Schulwissen weitergeben, aber auch praktische Fähigkeiten. Das alles zusammen muss schliesslich gesellschaftlichen Lebensfunktionen dienen. Ja, ich behaupte sogar», ergänzte Jakeline im festen Ton der Überzeugung, «wir müssen das Wissen unserer Jugendlichen, das sie mit eigenen Augen in ihren alltäglichen praktischen Arbeiten erwerben, mit theoretischen Kenntnissen festigen und erweitern, sonst verlieren wir Lehrkräfte an Glaubwürdigkeit. Sie würden bald einmal merken, dass sie eben nicht für ihr Berufsleben, sondern nur für die Lehrkräfte lernen müssen – und das ist schlicht nicht motivierend für sie.»

Mit diesen Ausführungen erinnerte sich Morell an seinen ehemaligen Gewerbeschullehrer Gonseth, der sich nie aus der künstlichen Welt seiner Schule hatte lösen können. Wie die Larve eines Insekts lebte er in einem Kokon, verharrte in diesem Puppenstadium und zeigte nie Interesse, es einmal als ausgereiftes und vollständig entwickeltes Wesen zu verlassen. So unterrichtete er auch: abstrakt, weltabgewandt, unfähig, die Jugendlichen und die Erwachsenenwelt lebendig miteinander zu verbinden.

«Ich kann mich Ihrer Auffassung gut anschliessen», nahm Morell, sich an Gonseth erinnernd, den Faden wieder auf. «Mir geht es übrigens auch so. Neben dem allzu theoretischen gymnasialen Unterricht lehre ich gerne stundenweise an einer Kaderschule oder in der Erwachsenenbildung. Es würde mir etwas fehlen, wenn ich nicht mindestens einen Fuss im Leben jenseits der Schule hätte. Mit diesem Wissen und ergänzt mit Studienwochen in Unternehmungen und Betrieben – darum bin ich übrigens auch hier – oder auch mit Vorträgen von Fachleuten aus der Praxis kann ich den kopflastigen Gymnasiasten die reale Welt etwas näher bringen. Ich stosse bildlich gesprochen, wo immer es möglich ist, Türen und Fenster auf und ermögliche ihnen den freien Blick in eine Sphäre jenseits der Schulmauern. Nur so werden sie es begreifen, warum sie lernen sollten. Zugegeben, ich bin Anhänger des dualen Bildungssystems. Hier ergänzen sich Theorie und Praxis gegenseitig. Sie wissen ja um den bedeutenden Nebeneffekt: Die Kosten der betrieblichen Ausbildung trägt nicht der Steuerzahler, sondern das Gewerbe und die Industrie.»

Eine Weile war es still im Büroraum, während es draussen allmählich dämmerte; bedächtig schob sich das Dunkel über die Kleinstadt. In einigen Häusern, die in der grünen Landschaft verstreut lagen, brannten schon Lichter. Das Sämtismassiv trat rötlichgelb in den letzten Sonnenstrahlen der Abendsonne noch majestätischer hervor. Jakeline hatte während des Gesprächs einige Telefonanrufe

entgegengenommen. Dabei hatte sie sich kurz gefasst und den Gesprächspartner jeweils mit einem «Guten Abend und bis Morgen!» verabschiedet.

«Sie haben vorhin, Herr Morell, von den Kosten der betrieblichen Ausbildung gesprochen. Das stimmt und ich habe deshalb nie begreifen können, warum die Universität für die Studentenschaft fast gebührenfrei sein soll. Wir wissen doch alle, dass ein Universitätsstudium den Staat – oder wie Sie konkreter sagen würden – den Steuerzahler einige Zehntausend Franken jährlich kostet. Darin sehe ich ein Grundübel. In der Elite unserer Nation wird das Bewusstsein gefördert, dass es Aufgabe des Staates sei, Akademikern zu ihrem wirtschaftlichen Erfolg zu verhelfen. So wird eine Elite herangezüchtet, für die es selbstverständlich ist, dass sie auf Kosten aller Nichtakademiker studieren darf. Sie nehmen jene Kategorie von Arbeitnehmern aus, die ihr berufliches Weiterkommen selbst finanzieren muss. Anders herum: Ist das sozial, wenn da – um nur ein Beispiel zu nennen – eine Sportmasseurin, ich denke jetzt an eine Freundin von mir, für ihre vielseitige Ausbildung Tausende Franken hinblättert und gleichzeitig mit ihren spärlichen Einnahmen das Studium eines Arztes über ihre Einkommenssteuern mitfinanziert?»

Sie hatte sich jetzt fast in Rage geredet. In ihren Augen lagen Angriffslust und Entrüstung. Sie schenkte sich ein Glas Mineralwasser ein und trank es fast in einem Zug leer.

«Entschuldigen Sie, Herr Morell», fuhr sie fort. «Entschuldigen Sie, wo ist da die Gerechtigkeit? Dreissig Prozent der Studierenden verlassen die Hochschule ohne Abschluss, weil sie kaum studierfähig sind, und rund ein Viertel aller Hochschulabsolventen besitzen einen Universitätsausweis, mit dem sie in unserer Gesellschaft kaum beschäftigt werden können. Ich höre diesen Professor heute noch, der in einer Vorlesung sagte: «Wer nur Nützliches studiert, bleibt ein armer Tropf.» – Aber was nützt das diesen vielen jungen Erwachsenen, die nie zu ihren Berufszielen kommen? Gewerbliche

Berufslehrstellen bringen unserer Gesellschaft bedeutend mehr als akademische Leerstellen.»

«Und Sie haben eine Lösung?», fragte Morell interessiert.

«Die Finanzierung der Hochschulen müsste eigentlich nach dem Umlageverfahren, dem Prinzip der AHV, ausgestaltet werden. Ich kann mich in dieser Sache kurz fassen, weil Sie uns damals im Unterricht die Funktionsweise dieses Sozialwerkes erklärt haben. Die Absolventen einer Hochschule sollen also nach Abschluss oder nach Abbruch ihres Studiums eine Abgabe bezahlen und so den Hochschulbetrieb für die kommende Studentengeneration mittragen. Die Höhe des Betrages müsste der Anzahl der absolvierten Semester entsprechen. Der Hochschulabschluss hat und soll einen Preis haben. Dieser Preis müsste über die direkte Bundessteuer erhoben werden. Diese ist bekanntlich eine progressive Steuer; wer also viel verdient, und das ist bei den Hochschulabsolventen meistens der Fall, zahlt selbstredend viel, wer weniger verdient, weniger. So einfach ist die Rechnung. Was dem einen recht ist, ist dem anderen billig. Wenn es der Sportmasseurin wert ist, Tausende Franken für ihr Berufsziel aus ihren persönlichen Mitteln zu investieren, ist es für den Hochschulabsolventen nur billig, im Laufe seiner Berufsjahre auch seinen Beitrag für die Finanzierung der Hochschule zu leisten.»

Morell war überrascht von diesen Ideen – einer Frau zudem, die aus gutem Hause kam und in dieser Sache durchaus auch andere Auffassungen hätte vertreten können. Er selber hatte keine Mühe, ihren Überlegungen zu folgen, umso mehr, als ihn die gegenwärtigen Zustände auch schon zu ähnlichen Überlegungen angeregt hatten.

«Ist Ihnen, Herr Morell», holte sie ihn aus seinen Gedanken in die Gegenwart zurück und wechselte gleichzeitig abrupt das Thema, «ist Ihnen an diesem jungen Mann von vorhin etwas aufgefallen?», fragte sie ihn mit einem selbstsicheren Lächeln.

«Ja, gewiss», antwortete Morell, «einen sympathischen jungen Mann haben Sie da. Und es ist unschwer, den Unterschied bezüglich Kleidung und Umgangsformen zwischen ihm und einzelnen Schülern unserer Gymnasien auszumach ...»

«Und auch einzelner Lehrkräfte», unterbrach sie ihn abrupt.

«Wir legen nun einmal grossen Wert auf gepflegte Kleidung und freundliches Benehmen», fuhr sie fort. «Beides muss übereinstimmen. Hier gilt nicht das, was ich in der Schule oft hörte: ›Ja, meine liebe Jakeline!‹, sagte oft mein Klassenlehrer», sie formte ihre schönen Lippen spöttisch und in ihrem fast singenden Tonfall klang etwas Süsslich-Hämisches mit, «‹Du musst selber wissen, was du willst und wohin du willst›. Auf diese Weise», jetzt wurde sie wieder ernsthaft, «wird jungen Menschen suggeriert, sie seien eigenständig und könnten alle ihre Lebensziele selber festlegen. Hinter einer solchen Toleranz der Eltern und Lehrer gegenüber diesen unfertigen Wesen steckt oft nur Trägheit und hinter einem solchen Erziehungsverständnis oft nur Mutlosigkeit. Schauen Sie, als sich der junge Mann bei uns vorstellte, trug er verwaschene Röhrenjeans, abgelatschte Schuhe und hatte ein Augenbrauenpiercing. Seinen hübschen Kopf hatte er auf beiden Seiten kahl geschoren und in der Mitte seines Schädels einen Streifen bürstenartig hochgekämmter, in Regenbogenfarben gefärbte Haare stehen lassen.»

«Aber Sie finden auch», wagte Morell einzuwenden, «dass es doch das Privileg der Jugend ist, sich gegen Erwachsene mit Widerstand und Gegenrede aufzulehnen, und sie ein Anrecht hat auf Unwissen und Unreife?»

«Ohne Zweifel ... , ohne Zweifel. Wir respektieren die Jugend als Jugend in ihrer natürlichen und ungebrochenen Kraft und arglosen Kritiklust. Sie sehen: Wir haben diesen jungen Mann mit seinem Irokesen-Haarschnitt in unseren Betrieb aufgenommen, trotz seiner Protesthaltung gegen Traditionen und Autoritäten. Aber wir scheuten uns auch nicht, auf den Jugendlichen formend und bildend ein-

zuwirken. So dulden wir keine Piercings auf sichtbaren Hautstellen, keine tiefen Ausschnitte, keine bauchfreien Tops, keine Hot Pants, Miniröcke oder dergleichen. Wir dulden keine Schlabberklamotten, Schafwollpullover oder Hängehosen, aus denen der blanke Hintern guckt. Wir tragen – entschuldigen Sie meine Offenheit – mehr als viele ihrer Kollegen in der Schule Verantwortung für die jungen Menschen in unserer Unternehmung, haben deshalb auch klare Regeln und leiden nicht unter narzisstischer Kränkung, wenn die uns ›Alte‹ in der Geschäftsleitung wegen unserer Forderungen vielleicht nicht megacool und easy finden. Und wissen Sie was, Herr Morell ... ?», sie hielt kurz inne, «die jungen Menschen suchen klare Führung.»

Still war es für eine kurze Zeit im grossen Büroraum; die dunkle Nacht hatte die Kleinstadt fest im Griff. Vom Säntismassiv sah man nichts mehr als ein kleines, aber starkes Licht, das von der obersten Bergstation ausging. Am Nachthimmel sah Morell zwischen den schwach leuchtenden Sternen das blinkende Lichtlein eines Flugzeuges sich langsam nach Süden vorwärts bewegend.

Ein Schulkamerad, nahm Jakeline das Gespräch wieder auf, habe ihr an der letzten Klassenzusammenkunft erzählt, dass sein Vater, wäre er am Gymnasium Schulleiter gewesen, ihn längst aus der Schule geworfen hätte. Heute ist er Betriebsleiter in einer mittelgrossen Unternehmung und müsse nicht selten den einen oder andern Lehrling entlassen, weil diese, aller Ermahnungen zum Trotz, immer wieder zu spät am Arbeitsplatz erscheinen. Damals als Gymeler habe er aber grossen Spass daran gehabt, blau zu machen oder verspätet zur Schule zu kommen. Ein Schulverweis und ein Schreiben an die Eltern seien ihm damals angedroht worden. Aber letztlich sei es bei ein paar tadelnden Worten des Rektors geblieben. Die anschliessenden hilflosen und beschönigenden Erklärungsversuche, begleitet von lustigem Augenzwinkern und auf-

munterndem Lächeln seines Klassenlehrers hätten in ihm erst recht jeden Willen ersticken lassen, sein soziales Verhalten zu ändern. Heute sehe er ein, dass das pseudo-pädagogische Verständnis des Lehrers ihn damals zwar vor Sanktionen geschützt, aber gleichzeitig mit seiner hohen Toleranz und Akzeptanz gegenüber seiner charakterlichen Unreife noch mehr enthemmt habe. Schule und Lehrkräfte hätten ihn damals in seinem Alter von achtzehn, neunzehn Jahren einfach nicht für voll genommen und ihn völlig unterschätzt. Nach seiner eigenen Einschätzung sei er damals ein naiver, verschleckter Revoluzzer und verwöhntes Herrensöhnchen gewesen und habe sich Sachen erlaubt, die er in seinem Betrieb, im Interesse der Funktionsfähigkeit seines Gesamtunternehmens, von keinem seiner Mitarbeiter dulden könne. Was ihm damals sein Klassenlehrer in seiner sozialromantischen Einfältigkeit verschwiegen habe, das müsse er nun seinen Mitarbeitern erklären:

«Wer zu spät kommt, den bestraft das Leben.»

Grell klingelte wieder das Telefon. Ein kurzer Blick auf die Uhr und in die dunkle Nacht hinaus genügte: Es war bereits neun Uhr abends.

«Sie erlauben?»

Sie schaute ihn flüchtig fragend an, hob, ohne eine Antwort abzuwarten, den Hörer ab, lauschte einige Sekunden konzentriert der Stimme, machte kurz Notizen und antwortete dann geschäftlich und prägnant in einem flüssigen Englisch.

«Wieder ein Problem mit der Londoner Filiale», sagte sie gefasst und mit fester Stimme, kaum hatte sie den Hörer abgelegt. Sie wandte sich erneut ihrem ehemaligen Lehrer zu, füllte ihr Glas mit Mineralwasser und fragte, wie es so in seiner Schule gehe. Doch Morell sah ihrem stillen Lächeln an, dass sie anderen Gedanken nachhing.

«Mit dem Schulaustritt», sprach sie dann weiter, «habe ich auch alle meine Erinnerungen und Frustrationen aus dieser Zeit über

Bord geworfen. Ich bin mit einem grossen Seufzer der Erleichterung ins echte Leben getreten. Es war nicht die Schule an sich, die mir persönlich Mühe machte, es war vielmehr die Unstimmigkeit zwischen dem, was meine Eltern von mir erwarteten, und dem, was ich in der Schule nicht finden konnte. Es gab sie auch, gute Lehrkräfte in Ihrem Kollegium: Rektor Berger, der Geschichtslehrer zum Beispiel. Er soll schwer krank sein.» Morell nickte. «Die Englischlehrerin Marly, der Mathelehrer Droz. Aber auch Sie, Herr Morell, wenngleich ich Ihr unnachgiebig strenges Fordern damals nicht verstehen konnte. Aber Sie haben immer wieder versucht, in Ihrem Unterricht mit aktuellen Beispielen aus der Praxis die Nähe zur realen Welt herzustellen.»

Mit diesen Worten erhob sie sich von ihrem Chefsessel de luxe, begleitete Morell vor das Hauptportal der Bank, wo sie ihn mit einem herzlich warmen Händedruck verabschiedete und zum Schluss bemerkte:

« ... Die Türe steht für Sie immer offen.»

«Der Kreis der Leute, für die die Türe zu Ihrer Bank immer offen ist, dürfte wohl sehr klein sein», versetzte Morell spontan.

Sie lachte laut und herzlich, zeigte dabei ihre schönen, kräftigen Zähne, winkte ihm noch einmal zu und verschwand mit temperamentvollen Schritten ins Innere des Bankgebäudes.